

Die Formel des Lebens

Horror & Phantastik

Paperback

ISBN 3-938065-27-3

Was wäre wenn ... der alte Menschheitstraum von der Erschaffung künstlicher Existenzen längst Wirklichkeit wäre?
Über Jahrhunderte hinweg bestimmt die „Formel des Lebens“ das Schicksal der Familie Draganov. Elf Episoden führen den Leser quer durch Europa, jede Erzählung widmet sich einer Generation der Draganovs. Ob geheimnisvolle Komtess oder ehrgeiziger Bühnenautor, englische Lady oder bulgarischer Adliger, SS-Untersturmführer oder Computerfreak – sie alle haben eines gemeinsam: Ihr Schicksal ist untrennbar mit dem eines künstlichen Menschen verknüpft.

Die Autoren:

Bernhard Weißbecker, Timo Bader, Maika Schneider, Michael Buttler, Dorothee Kaiser, Marion Charlotte Mainka, Claudia Hornung, Jörg Olbrich, Hannah Steenbock, Oliver Hohlstein, Nina Horvath.

Die geteilte Seele

Nina Horvath

Solange ich denken konnte, war ich innerlich zerrissen. Manchmal war ich voller Zuversicht und Pläne, sprühte förmlich vor Energie. Dann wieder fielen mir selbst die einfachsten Handgriffe schwer: Morgens aufzustehen, mich anzuziehen, das Haus zu verlassen. Selbst wenn ich daheim blieb, saß ich mitunter einfach starr da, unfähig, auch nur einen

Finger zu rühren. Ich dachte in der Zeit nicht einmal sonderlich viel nach, war vielmehr körperlich und geistig erstarrt.

Meine Anstellung bei einem Callcenter hatte ich vor einer Woche hingeschmissen.

Meine Verkaufszahlen waren ohnehin miserabel, wodurch ich nicht auf Prämien hoffen durfte und mich hatte das Ganze nur noch frustriert. Mein letzter Kunde hatte mir praktisch einen Gefallen damit getan, ohne Abschiedsworte einfach mitten im Gespräch aufzulegen.

Mit rhetorischen Tricks Leuten telefonisch Zeitungsabos anzudrehen, die sie gar nicht brauchen, war einfach nichts für mich!

Danach fühlte ich mich, als wäre eine zentnerschwere Last von mir abgefallen. Doch das Hochgefühl hielt nur kurz an. Von irgendwoher musste die Butter aufs Brot schließlich kommen und die war mit der Kunst allein nur schwer zu verdienen. Zwar hatte ich bislang nebenbei private Musikstunden gegeben, aber das reichte nicht, um davon tatsächlich

leben zu können, auch wenn ich an der Steuer vorbeiwirtschaftete.

Hinzu kam noch, dass das ja auch nicht das war, was ich machen wollte: Ich hatte mich zwar in die klassische Musik vertieft, konnte gut Geige und halbwegs passabel Klavier spielen, sang auch nicht schlecht, aber in

letzter Zeit hatte es mich mehr zu experimentellerer, moderner Musik hingezogen.

Ich spielte die Instrumente und den Gesang in den Computer ein und verfremdete die Klänge. Jetzt, wo ich meine unliebsame Tätigkeit im Callcenter losgeworden war, wollte ich mich dem mehr widmen und gleichzeitig versuchen, eine Geldquelle aufzutreiben.

Doch plötzlich herrschte nur noch Leere in meinem Kopf. Kaum setzte ich mich in Ruhe hin, um meine Ideen zu sammeln, entglitten sie mir auch schon wieder.

Immer, wenn ich letztendlich doch kreativ wurde, fing entweder eine Musikstunde an – wobei mir die mitunter an Katzengejammer erinnern

den Tönen endgültig jede Inspiration raubten - oder der Tag war auch schon wieder vorüber, Müdigkeit übermannte mich und ich beschloss dann doch, schlafen zu gehen.

Auch das Durchsehen von Ausschreibungen im Internet nahm viel Zeit in Anspruch, obwohl sich selbst auf den einschlägigen Seiten die Ausbeute in Grenzen hielt.

Nicht, dass es nicht ausreichend Ausschreibungen für Musikschaft ende gab, aber kaum etwas davon war brauchbar. Wettbewerbe mit Startgebühr fielen nicht nur wegen meiner derzeitigen finanziellen Lage, sondern auch

aus Prinzip schon weg. Weiters gab es noch solche, wo es nur kleinere Sachpreise oder Trophäen zu gewinnen gab. Ebenso verhielt es sich mit denen, wo ich für die Endausscheidung oder Preisverleihung Hunderte Kilometer weit hätte fahren müssen und wo bereits im Vorfeld klar war, dass der Veranstalter für diese Unkosten nicht aufkommen würde.

Blieben letztendlich noch die Aufenthaltsstipendien übrig. Doch auch hier wurde ich nicht so recht fündig: Entweder fehlten die Qualifikationen,

mein Wohnort lag nicht in der gewünschten Gegend oder ich hatte das Höchstalter bereits überschritten - oft weniger als ein Jahr, aber knapp daneben ist eben auch vorbei.

Es war alles einfach nur noch frustrierend!

Ich saß da und merkte erst jetzt so richtig, wie wenig ich konnte und wusste. So verplemperte ich meine Zeit, kam nicht zu dem, was ich tun wollte, ging aber gleichzeitig auch keiner geregelten Tätigkeit nach. In dieser nicht gerade rosigen Lage erreichte mich dann auch noch die Nachricht, dass mein Onkel, Michael Draganov, gestorben war.

Gut, wir hatten einander nicht sonderlich nahegestanden, aber trotzdem berührte mich sein Tod in eigentümlicher Weise. Ich konnte mich gar nicht mehr erinnern, wann ich ihn zum letzten Mal gesehen hatte.

Ich war zu der Zeit auf jeden Fall noch ein Kind gewesen. Ich erinnerte mich an Onkel Michi als einen verschlossenen Mann, der jedoch in freundlicher Gesellschaft schnell auftaute und dann auch für jeden Spaß zu haben war. Mir ging das Bild nicht mehr aus dem Kopf, wie er seine Stimme verstellt und so getan hatte, als würden die Stofftiere seiner beiden Töchter sprechen können.

Da konnte ich es gar nicht so recht glauben, dass dieser Mann nun nicht mehr unter uns war! Zum ersten Mal seit Jahren fragte ich mich, warum der Kontakt - abgesehen von der obligaten Weihnachtskarte - eigentlich abgerissen war.

Wenn ich es mir recht überlegte, hatten meine Eltern, als ich noch bei ihnen gewohnt hatte, schon lange keinen Besuch mehr von Verwandten gehabt. Ob sie wohl den Kontakt bewusst abgebrochen hatten?

Wir, die Draganovs, waren auf jeden Fall eine seltsame Familie. Immer wieder brachen kryptische Andeutungen hervor, die etwas mit unserem Clan zu tun hatten. Eine spitze Bemerkung, ein missglückter Witz - und schon war der Unfriede da. Ich erinnerte mich noch an eine solche Familienfeier, war aber zu dem Zeitpunkt noch zu jung gewesen, um zu verstehen, worum es eigentlich ging.

Trotz allem waren meine sämtlichen Verwandten beim Begräbnis - man wollte schließlich nichts auf sich kommen lassen.

Es war eine außerordentlich schlichte, um nicht zu sagen armselige, Feier. Es gab keine Blumen am Grab, da die Witwe darum gebeten hatte,

keine zu kaufen und das Geld stattdessen einem wohltätigen Zweck zu spenden.

Das war wohl auch vernünftig, aber mir fehlte dennoch etwas. Musste man denn in so einem Augenblick tatsächlich die Vernunft siegen lassen?

An jenem Tag regnete es nicht, wie man es sonst bei den Begräbnissen in Filmen sieht. Ganz im Gegenteil war es ungewöhnlich warm für einen Tag im Herbst, der wunderbarste Altweibersommer.

Nach dem Begräbnis sprach ich der Witwe, Tante Monika, und meinen Kusinen mein Beileid aus.

»Du bist doch Kamil, oder?«, fragte sie. Ich nickte und sie meinte: »Tut mir leid, ich habe dich ja so lange nicht mehr gesehen! Ich wollte aber ohnehin mit dir reden. Ich habe da noch was, von dem mein Mann wollte, dass du es bekommst.«

Die Überraschung stand mir wohl ins Gesicht geschrieben. Immerhin hatte mein Onkel ja gesetzliche Erben und es bestand kein Grund, seinem Neffen, den er so viele Jahre lang nicht gesehen hatte, etwas zu vermachen.

In mir keimte sofort die Hoffnung auf, dass es Geld sein könnte oder zumindest etwas, das sich schnell dazu machen ließ. Ein wenig schämte ich mich für den Gedanken, aber was sollte ich tun?

Schließlich verabredeten Tante Monika und ich uns in ihrem Haus. Ich fand mich in einer seltsamen Atmosphäre wieder. Das Haus war groß, aber auf eine schwer zu fassende Weise düster. Ich fühlte mich durch und durch unbehaglich. Möglich, dass es die schweren Vorhänge und die altmodischen Möbel waren, die den Raum so bedrückend wirken ließen.

Ich hatte eine Tasse Kaffee vor mir stehen, die langsam kalt wurde. Ich bildete mir ein, dass sein Geschmack zu diesem Zimmer passte. Auf jeden Fall war jegliches Aroma verfliegen, vermutlich trank hier niemand regelmäßig Kaffee.

Meine Tante und ich tauschten ein paar Belanglosigkeiten aus.

»Ich habe gehört, dass du inzwischen freischaffender Künstler bist. Spielst du eigentlich noch Theater?«

»Nein«, meinte ich. »Ich mache inzwischen mehr Musik. Und ich schreibe noch Gedichte. Aber na ja ... es läuft relativ bescheiden.« *Relativ bescheiden* war wohl die Untertreibung des Jahres, aber etwas Besseres, das einerseits keine Lüge war, mich andererseits aber nicht völlig

bloßstellte, war mir nicht eingefallen.

»Schade«, sagte Monika. »Weißt du, Michael hat da so ein altes Manuskript gefunden, das noch von seinem Großvater stammen muss. Es scheint so eine Art Theaterstück zu sein. Er wollte es dir immer zeigen, damit du vielleicht mal erwirkst, dass es aufgeführt wird, aber er hat sich

letztendlich nie dazu aufgerafft.«

Sie stand auf und kam mit einer Schachtel wieder. Sie stellte sie vor mich und sah mich erwartungsvoll an.

Vorsichtig hob ich den Inhalt heraus. Ich musste niesen. Stücke des brüchigen Papiers rieselten herunter.

Zunächst stieß ich nur auf lose Zettel, die ich unmöglich zuordnen konnte. Ich nieste erneut und versuchte, mir meine Enttäuschung nicht

anmerken zu lassen.

Was sollte ich mit einem Theaterstück? Meine Ambitionen in diese Richtung waren schon lange vorbei und selbst wenn ich sie noch verspürt hätte, bezweifelte ich doch, dass man in dem vergilbten Stapel einen wirklich brauchbaren Inhalt finden konnte.

Eine kleine finanzielle Zuwendung hätte mir weit mehr genützt.

Das Theaterstück musste wohl das etwas dickere Manuskript sein, das mit einer Lederschnur zusammengebunden war.

»Weißt du, ich mache schon länger nichts mehr in dieser Richtung. Bist du sicher, dass es nicht besser wäre, ich lasse das Ganze hier? Es ist

sehr alt und vielleicht auch was wert ...« Gut, das bezweifelte ich, aber

meine Tante bemühte sich ehrlich um mich, » ... vielleicht wollen ja Karina oder Christine mal ...«

»Nein«, unterbrach mich meine Tante.

Ich war irritiert. Ich hatte das Gefühl, als wollte sie den Inhalt der Schachtel einfach nur loswerden. Als wünschte sie sich, dass ihre Töchter

ihn nicht zu Gesicht bekamen ...

Aber das wunderte mich auch nicht. Das Ding war staubig, fiel mit jeder Berührung mehr auseinander und war zu wertvoll, um es wegzuworfen und wohl gleichzeitig nicht kostbar genug, um es gewinnbringend zu verkaufen.

Erst zu Hause untersuchte ich das Ganze dann eingehender. Die Blätter waren teils konfuse Notizen, teils aus Büchern herausgerissene Seiten, an denen der Geruch von Moder und Mottenkugeln hing. Ich versuchte, diese Sammlung loser Zettel zumindest notdürftig zu ordnen, eine Tätigkeit, die die ganze Nacht in Anspruch nahm.

Bei den Buchseiten handelte es sich um einen Text, der in einer Mischung

aus aberwitzigem Deutsch und eingestreutem Latein geschrieben war. In der Kopfzeile stand etwas, das ich als »De rerum naturae« entzifferte. Das

Internet half mir schließlich auf die Sprünge: Es gab tatsächlich einen derartigen

Buchtitel, der dem berühmten Alchemisten Paracelsus zugeschrieben wurde. Die erstaunlichste Passage dieses Werkes war ein Abschnitt mit einer Anleitung zur Schaffung eines Homunkulus, eines künstlichen Menschen. Eine wenig appetitliche Schilderung eines Versuches, bei der ich mich fragte, ob ihn nach Paracelsus jemand wiederholt hatte.

Natürlich konnte es nicht funktionieren, war völliger Schwachsinn ... aber eine halb vergessene Erinnerung ließ mich nicht los. Ein dummer Witz über einen künstlichen Diener bei einem Familienfest, betretene Gesichter ... meine Großmutter, die zischte, dass man sich nicht über das Familiengeheimnis lustig machen und nicht vor den Kindern darauf zu sprechen kommen sollte.

Es waren skurrile Bilder, die mir in den Kopf schossen. Ich war unfähig,

zu entscheiden, ob es sich wirklich so zugetragen hatte oder ob mir mein

übermüdeten Geist nur einen Streich spielte.

Mir war schwindlig und ein wenig übel, vielleicht vom Modergeruch

der Zettel.

Trotzdem nahm ich mir schließlich auch das Manuskript vor. Die Worte, auf die mein Blick fiel, trafen mich wie ein Blitzschlag. *Frei sind wir geboren / Frei werden wir sterben/ Und doch im Leben / Niemals frei werden ...*

War es Zufall, dass mein Blick ausgerechnet auf diese Worte gefallen war, die inmitten eines Dialogs der Protagonisten standen?

Wie war das möglich? Der Autor hatte in seinem Theaterstück nahezu denselben Wortlaut wie ich in einem meiner Gedichte verwendet!

Ich dachte nach, ob ich die Worte vielleicht unbewusst schon einmal gelesen hatte - aber das war absolut undenkbar! Das Manuskript war ja erst in meinen Besitz gelangt. Oder doch? Hatte ich es vielleicht als

Kind gesehen und mir die Sätze unbewusst gemerkt?

Ich versuchte eine plausible Erklärung zu finden. Diese wurde jedoch immer schwerer, je mehr ich las, weil ich immer mehr Gemeinsamkeiten zwischen dem fand, was ich einmal geschrieben hatte, und dem, was in dem Theaterstück stand..

Es schien mir, als würde mir der Autor aus der tiefsten Seele sprechen!

Ich suchte das Manuskript ab und fand schließlich am Ende auch einen Namen: Alexander Draganov. Dazu eine Ortsangabe: Erfurt.

Das würde mir weiterhelfen.

Nach einer längeren Zugfahrt und einem Stück mit dem Bus erreichte ich schließlich den Friedhof, der am Rande der Stadt lag. Im Vorbeifahren

hatte ich einen Blick auf die Altstadt erhaschen können: Inmitten des mittelalterlichen Ambientes und der denkmalgeschützten Fachwerkhäuser schien die Zeit stehen geblieben zu sein. Doch wenn man ein wenig hinausfuhr, gab es so viele Grünflächen, dass man kaum noch merkte, dass man sich immer noch mitten im Stadtgebiet befand.

Heute war einer jener Tage, an denen der strahlende Sonnenschein Dunst gewichen war, der lediglich von etwas fahlem Licht durchbrochen wurde.

Noch immer war es relativ warm. Nur wenn ein Windstoß kam, fröstelte ich. Die Wolken zogen in schneller Folge über mich hinweg und bildeten ein Mosaik aus Licht und Schatten. Meine Schuhe knirschten auf dem feinen Schotter, als ich den Weg über den Friedhof nahm. Eine Krähe flatterte auf, blieb in einer der hohen Tannen sitzen und krächzte

auf eine Weise, die mir durch Mark und Bein ging.

Ich klingelte an der Tür des Pfarrhauses. Dann noch einmal. Niemand reagierte. Ich drückte den Türgriff herunter und tatsächlich - sie war nicht verschlossen. Es quietschte, als sie aufschwang.

»Hallo?«

Vorsichtig trat ich ein, obwohl ich mir wie ein Eindringling vorkam. Langsam ging ich die Granitstufen hoch. Ich klopfte an die einzelnen Türen, aber niemand antwortete.

Als Nächstes beschloss ich, in der Kirche nachzusehen. Ihr Tor leistete erheblichen Widerstand und es kostete mich einiges an Kraft, den gewaltigen Flügel aufzustemmen. Als ich durch die innere Schwingtür gegangen war, sah ich einen schwarzgekleideten Mann auf einer der hinteren Bänke sitzen.

Er drehte sich um und jetzt bemerkte ich, dass er ein Priestergewand

trug.

Mir kam der Gedanke, dass er wohl erwartete, dass ich mich beim Eintreten bekreuzigte. Ich tat einen unbeholfenen Schritt auf das Weihwasserbecken zu. Die Firmung hatte ich nie erhalten, der Kommuniionsunterricht

war lange vorbei und seitdem hatte ich keine Messe mehr besucht. Ich hatte keine Ahnung mehr, in welche Richtung man die Kreuzzeichen auf Stirn und Brust machte, ob nun zuerst von links nach rechts oder von oben nach unten – oder war es umgekehrt?

Da ich mich nicht blamieren wollte, ließ ich es ganz sein. Ich war ohnehin nicht gläubig, warum sollte ich jetzt plötzlich in Gegenwart eines Priesters den aufrechten Christenmenschen spielen?

»Pater Ildefons?«, fragte ich.

»Ja«, erwiderte er. »Und Sie sind ...«

»Kamil Draganov. Wir haben telefoniert.«

»Ja, ich erinnere mich. Ich hatte Sie nicht so früh erwartet. Sie hatten

wegen Ihres Vorfahren angefragt. Er hat offenbar tatsächlich in unserer Gemeinde gelebt, ich habe das im Geburtenbuch nachgeschlagen. Er ist sogar auf dem Friedhof draußen begraben.«

Ildefons erhob sich und ich beeilte mich, ihm zu folgen.

So gelangte ich erneut ins Pfarrhaus, wo mir Ildefons das Geburtenregister

zeigte.

Der Pater deutete auf eine Stelle, wo in verschnörkelter Kurrentschrift ein Name stand.

»Hier, Alexander Draganov. Geboren 1835, gestorben 1861.«

»1835?«, entfuhr es mir überrascht. »Dann ist das wohl nicht mein Urgroßvater.«

»Nein, das liegt schon länger zurück.«

Er legte die Stirn in Falten, als er nachrechnete. »Es dürften so sieben oder

acht Generationen vergangen sein. Aber dass er ein Vorfahr von Ihnen ist, ist gut möglich. Der Name Draganov ist immerhin hier in Erfurt nicht gerade häufig. Woher kommt der Name eigentlich? Russland?«

Ich zuckte mit den Schultern. »So genau weiß ich das nicht. Ehrlich gesagt habe ich mich bislang nicht mit meiner Familiengeschichte beschäftigt.

Ich bin vor kurzem auf das Manuskript eines Theaterstücks gestoßen, das dieser Alexander Draganov verfasst hat und na ja ...«

»Die Worte haben Sie berührt und jetzt sind Sie neugierig.« Ildefons lächelte milde.

Ich nickte.

Er bedeutete mir, ihm zu folgen, und gemeinsam gingen wir nach draußen.

»Ich hatte gar nicht damit gerechnet, überhaupt etwas zu finden. Schon gar kein Grab. Aus der Zeit haben wir nämlich sonst keine Gräber, denn die meisten Überreste wurden ins Beinhaus übersiedelt.«

Wir gingen in die hinterste Ecke des Friedhofs in eine gemauerte Nische. Es gab einige unscheinbare Grabsteine, die von Flechten überwuchert

waren. Überhaupt sah der Bereich aus, als hätte ihn schon lange keiner mehr betreten, geschweige denn gepflegt. Alles war von

Unkraut überwuchert.

Ich kniete mich nieder und versuchte, die verwitterte Inschrift zu entziffern.

Es war nicht ganz leicht, den Namen als Alexander Draganov zu bestimmen, es gehörte schon etwas Fantasie dazu.

»Das Grab ist ziemlich ... klein«, bemerkte ich. Tatsächlich konnte ich mir nicht vorstellen, dass hier ein menschlicher Körper liegen sollte!

»Vermutlich ein Urnengrab«, erklärte Ildefons.

»Mich wundert ein wenig, dass er in einer so entlegenen Ecke begraben liegt. Es kommt mir so vor als ...«

Wieder ergänzte Ildefons den Satz: »... als ob dieser Bereich bewusst vom Friedhof abgegrenzt wurde. Ja. Früher begrub man Ungetaufte und Selbstmörder abseits, da man der Ansicht war, dass ihre Seelen keinen Frieden finden würden.«

Ich hatte wohl unbewusst die Stirn in Falten gelegt, denn Ildefons beeilte sich, zu erklären: »Heute macht man das natürlich nicht mehr. Ich persönlich halte es zwar für eine große Sünde, das von Gott geschenkte

Leben einfach so wegzuwerfen, aber unser Herr kann in seiner unendlichen Güte letztlich alles vergeben. Und das sollten wir Menschen ebenfalls.«

Nachdenklich betrachtete ich das unnatürlich kleine Grab, auf dem Brennesseln und allerhand andere nicht gerade ansehnliche Pflanzen wucherten.

»Darf ich das Unkraut ausreißen?«, fragte ich.

»Ja, sicher. Dort hinten gibt es ein kleines Blumengeschäft, falls Sie ...«

Ich bedankte mich, dann zog sich Ildefons diskret zurück. Mich hatte es überrascht, dass ich so unproblematisch ans Ziel gekommen war. Aber was nun? – Nur das Grab allein nützte mir nicht allzu viel. Ich kramte einen Kugelschreiber hervor, suchte in meiner Geldtasche und fand schließlich eine alte Supermarktrechnung, auf der ich Geburts- und Sterbedatum meines Vorfahren notierte – ob er es tatsächlich war, konnte ich natürlich nicht mit Sicherheit sagen, aber ich war dennoch überzeugt davon.

Schließlich ging ich dann doch zu dem kleinen Laden, wie der Pater vorgeschlagen hatte.

Die Idee mit den Schnittblumen verwarf ich sofort wieder. Auf dem Grab stand keine Vase und ich wollte nicht, dass der Strauß nach einer Stunde bereits verwelkt war. Für die wirklich geschmackvollen Gestecke und Kränze aus haltbarerem Material fehlte das nötige Bargeld. Es wurde wirklich Zeit, dass ich wieder einmal einen lukrativen Auftrag annahm!

Schließlich fiel mein Blick auf einen Blumentopf mit gelben Primeln. Warum eigentlich nicht? Immerhin waren es Blumen, die man auch als Himmelsschlüssel bezeichnete, sie waren hübsch und für eine symbolische Geste auch mit nicht einmal drei Euro im Preis angemessen.

Ich erstand auch noch gleich eine kleine Handschaufel mit dazu.

Wieder beim Grab angekommen, machte ich mich sogleich an die Arbeit. Ich stieß auf etwas Hartes und grub es aus: Doch es war nicht wie erwartet ein Stein, sondern eine Tonscherbe. Daneben ein kleines, spitzes Ding. Ein Knochenstück!

Es wunderte mich, dass die Urne, die wohl nicht ich, sondern der

Zahn der Zeit zerbrochen hatte, so dicht unter der Oberfläche vergraben war.

Und dann plötzlich nahm ein aberwitziger Gedanke von mir Besitz: Wer konnte mir besser erklären, was es mit dem Text auf sich hatte, als Alexander Draganov selbst!

Ich vergewisserte mich, dass ich allein war, dann grub ich hastig tiefer

und packte das Gemenge aus Erdreich, Asche und Knochen in ein Taschentuch ...

Zu Hause machte ich mich dann an weitere Nachforschungen. Je mehr ich las, desto klarer wurden die Erinnerungen an unser Familiengeheimnis.

Es schien tatsächlich so, als wären meine Vorfahren dazu in der Lage gewesen, künstliche Menschen zu erschaffen. Doch so, wie es auf den Buchseiten stand, konnte das unmöglich funktionieren. Außerdem war es ein weltweit bekannter Text - und man fand schließlich immer Experimentierfreudige - da wäre wohl die Welt schon längst von Homunkuli bevölkert.

Ich sah mir die Buchseiten lange an und wurde schließlich schläfrig. Die Buchstaben verschwammen vor meinen Augen. Doch genau dann bemerkte ich etwas: Ein paar davon wirkten etwas abgesetzt. Es war kaum zu sehen, war es vielleicht Zufall?

Ich nahm einen Stift und schrieb die Silben nieder:

»exfaeceinfernaterrarumsurge«

Das war Latein! Auch wenn meine Kenntnisse inzwischen reichlich angestaubt waren, so wusste ich doch, dass ich es hier mit einem Satz zu tun hatte.

Man musste die Silben nur noch in sinnvolle Worte trennen. Das war eine ziemlich knifflige Aufgabe, aber schließlich hatte ich diesen Satz:

»Ex faece inferna terrarum surge!«

Terrarum musste auf jeden Fall etwas mit Erde zu tun haben und ex hieß aus. Nicht gerade eine gute Übersetzungsausbeute dafür, dass ich drei Jahre lang diese Sprache gelernt hatte! Aber es war auch kein Wunder,

dass ich so viel vergessen hatte, immerhin konnte man eine tote Sprache kaum in der Praxis anwenden und ohne Übung verflüchtigten sich selbst die Grundkenntnisse schnell.

Surge war auf jeden Fall die Befehlsform. Laut Wörterbuch hieß das so etwas wie »sich erheben«. Ich tüftelte eine ganze Weile lang herum, schrieb über die Worte, strich wieder durch, bis mir letztlich die Bedeutung

klar wurde. Das ganze hieß so viel wie: »Erhebe dich aus dem untersten Bodensatz der Erde!«

Das machte auf jeden Fall Sinn. Das war die magische Formel, um einen künstlichen Menschen zu erwecken!

Das Blut rann über meine Hand zum Gelenk und tropfte weiter auf ein Gebilde, das die vagen Umrisse eines Menschen formte. Es bestand aus den Knochensplintern und der Friedhofserde, die ich mitgebracht hatte und war zusätzlich mit einfachem Humus aus dem Blumenhandel vermischt worden. Es bildete einen seltsamen Kontrast zum Fliesenboden.

In dem Moment schien mir das alles wie ein Symbol für mein Leben

zu sein: Der moderne, praktische Bodenbelag, auf dem das groteske Gemenge

aufgetürmt war, für den Teil von mir, der alles mit einer gewissen Skepsis betrachtete, mit beiden Beinen fest auf der Erde stand und die Errungenschaften der neuen Zeit nur zu gerne nutzte.

Aber da war auch noch diese andere Seite an mir, jene, die glauben wollte, dass es noch mehr im Leben gab als dem Erfolg nachzujagen und sich eine schöne Existenz aufzubauen. Ein Teil, der nicht den ganzen Tag an einem Schreibtisch sitzen wollte, um sich dann abends, müde von der täglichen Routine, beim oftmals nicht gerade niveaувollen Fernsehprogramm zu amüsieren. Ein Teil, der glauben wollte, dass es mehr als das geben musste.

Ich packte den Zettel, auf den ich die Formel aus Alexanders Unterlagen geschrieben hatte und entfaltete ihn. Meine Finger hatten schweißige Abdrücke hinterlassen.

Süßlicher Speichel füllte meinen Mund. Bevor ich sprach, schluckte ich noch einmal, dann hub ich meine Stimme laut an: »Ex faece inferna terrarum surge!«

Anschließend verbrannte ich den Zettel.

Doch es geschah nichts. Und, was hatte ich denn erwartet? Dass unter Blitz und Donner in einer gewaltigen Rauchwolke ein seit zweihundert Jahren toter Mann auferstand, nur weil ich einen lateinischen Spruch aufgesagt hatte?

Und das alles ausgerechnet in der Einbauküche einer Wohnung in einem der hässlichsten Betonklötze der ganzen Stadt!

Da stand ich und musste mir selbst eingestehen, dass wieder einmal die Realität mystisches Weltverständnis, das mitunter die Oberhand gewann, gesiegt hatte.

Inzwischen kam ich mir reichlich lächerlich vor. Ich holte ein großes Pflaster aus dem Bad und einen Besen aus der Abstellkammer.

Mein Gott, wohin nur mit den Knochen, dachte ich. Erst jetzt wurde mir bewusst, welch eine Schnapsidee es gewesen war, das Grab meines Vorfahren zu plündern, um seine Gebeine zum Leben zu erwecken. In den Müll konnte ich die Knochen nicht einfach geben: So manches Mordopfer war dort schon wieder aufgetaucht!

Gut, es waren nur ein paar Splitter. Die konnte ich erst einmal in der Blumenschüssel auf dem Balkon vergraben, bis mir etwas Besseres eingefallen war.

In der Mitte des Erdhaufens fiel mir plötzlich ein zusammengekrümmtes Bündel auf. Ich tippte es vorsichtig mit dem Besen an. In dem Moment gab das Etwas ein Geräusch von sich, das mir durch Mark und Bein ging: Es klang ein wenig wie das Schreien eines Säuglings, steigerte sich dann

zu einem schrillen Paniklaut, wie der eines Tieres, das zur Schlachtbank

geführt wird, und verebbte in einem qualvollen Wimmern.

Ich ging in die Knie und sah mir das Ganze genauer an. Das Ding hatte etwa die halbe Größe eines Neugeborenen und war auch annähernd von menschlicher Gestalt. Es besaß jedoch nicht die rundlichen Proportionen eines Babys, sondern sah mehr wie eine unfertige, halbdurchsichtige Darstellung eines Erwachsenen aus.

Vorsichtig berührte ich das winzige Wesen nun mit der Hand. Es fühlte sich warm und weich an, aber weniger wie ein lebendiger Mensch,

sondern wie ein Klumpen hautlosen Fleisches. Der Kleine wandte mir den Kopf zu und sofort zuckte meine Hand erschrocken zurück. Sein zahnloser Mund hatte nach mir geschnappt.

Ansonsten besaß das Gesicht keine Struktur, keine Nase, keine Augen, da war nur dieser zu einem alles durchdringenden Schrei geöffnete, lippenlose Mund.

Dann kroch das Wesen auf allen Vieren auf mich zu.

Noch nie hatte ich solche Angst. In meinem Leichtsinne und meiner Respektlosigkeit hatte ich eine abscheuliche Kreatur geschaffen! Ich konnte das Rauschen meines eigenen Blutes hören, mein Körper war erstarrt und gleichzeitig zitterte ich am ganzen Leib. Doch dann riss ich mich von meiner Erstarrung los und ich schlug mit dem Besen so lange auf diesen ... nein, ich brachte es nicht über mich, diese gotteslästerliche

Kopie eines Menschen als solchen zu bezeichnen ... Homunkulus ein, bis er sich nicht mehr bewegte.

Mit letzter Kraft überwand ich meinen Ekel, packte ihn, warf ihn auf den Balkon und verriegelte die Tür.

Morgen, wenn es wieder hell war, würde ich, so hoffte ich, die Kraft finden, die sterblichen Überreste endgültig zu beseitigen.

In unruhigem Schlaf wälzte ich mich im Bett herum. An der Grenze zwischen Wachen und Träumen verfolgten mich die wehklagenden Laute des Homunkulus. Ich wollte gerne glauben, dass es nur die Rufe rolliger Katzen waren, die durch die Gegend streunten.

Dennoch fand ich in dieser Nacht keine Ruhe.

Am nächsten Morgen dauerte es lange, bis ich den Mut fand, nach draußen zu sehen. Inzwischen plagte mich auch das schlechte Gewissen: Gut, es war eine abscheuliche Kreatur gewesen, aber woher nahm ich das Recht, mich meiner Schöpfung einfach so zu entledigen, weil sie nicht meinen Vorstellungen entsprach? Sie hatte immerhin etwas Menschliches an sich gehabt. Ich hatte wieder einmal die einfache, bequeme Lösung gewählt: Aus den Augen, aus dem Sinn.

Es war der typische klare Morgen nach einem heftigen Regenguss.

Kühle Luft schlug mir entgegen, als ich die Balkontür öffnete, aber vermutlich würde es schon bald wärmer werden.

Das Erste, was mir auffiel, war der Kahlschlag in meinen Blumenschüsseln.

Ich war sehr stolz auf die Blütenpracht gewesen, was mir auch einmal einiges an Spott eingebracht hatte, als man mich an meinem ersten Tag in der Mittelschule nach meinen Interessen gefragt hatte: Immerhin war Blumen ziehen nicht gerade ein besonders *männliches* Hobby.

Nun war aber von der Blütenpracht nichts mehr zu sehen. Die Blumen waren nicht etwa von Sturm geknickt, nein, sie waren abgesehen von ein paar kümmerlichen Stängeln gar nicht mehr vorhanden!

Erst dann fiel mir auf: Der Homunkulus war nicht mehr da. War es möglich, dass er überlebt und sich aus dem Staub gemacht hatte?

Dass ich ihn nur betäubt hatte, hielt ich durchaus für möglich. Aber der

Blick nach unten zeigte mir, dass es nicht sein konnte, dass das Wesen in die Tiefe gesprungen war.

Oder doch? - Vielleicht lag es ja nun, endgültig tot, da unten ...

Plötzlich hörte ich ein Geräusch. Mein Blick fixierte die Stelle, von wo es kam, und bemerkte etwas unter dem kleinen Buchsbäumchen.

Augen starrten mich an.

Der Homunkulus hatte sich unter der Pflanze eingegraben!

Er sah mich. Die Erde über ihm bewegte sich und mit einem Ruck schob er sich an die Oberfläche.

Zu meiner Überraschung war er nicht etwa verletzt, nein, im Gegenteil: Das Wesen hatte sich inzwischen ... entwickelt.

Das auffälligste waren natürlich die Augen - denn gestern hatte es diese

noch nicht gehabt. Man konnte inzwischen so etwas wie Gesichtszüge erkennen: Zwar nicht sonderlich ausgeprägt, mit einer flachen, kaum vorhandenen

Nase, aber dennoch deutlich als menschlich zu erkennen.

Die Haut war noch immer mit Erde besudelt, aber dort, wo sie unter der Schmutzschicht hervorschimmerte, kam sie mir nicht mehr durchsichtig

vor.

Ich war erstarrt, aber ungerührt dessen fing der Homunkulus an, den Buchsbaum anzuknabbern!

Der Wind ließ das Bäumchen schaukeln und wehte einige Federn davon. Feder? - Ja, Federn. Und zwar jede Menge, an denen teilweise noch getrocknetes Blut klebte. Der Homunkulus hatte doch nicht etwa eine Taube ...?

In Ermangelung einer besseren Idee beschloss ich, ihn erst einmal an Ort und Stelle zu lassen.

Mir graute vor dem Gedanken, ihn in meiner Wohnung zu haben.

Schon gar nicht, während ich schlief. Wer wusste schon, was diesem Wesen dann einfiel?

Dann aber kam mir eines in den Sinn: Das Wesen mochte höchst unfertig in diese Welt gekommen sein, aber es zeigte das Potenzial, sich

zu entwickeln.

Es kam mir plötzlich mehr vor wie ein Kind. Und demnach durfte ich es weder töten, noch seinem Schicksal überlassen!

Die erste Frage, die sich mir stellte, war die Versorgung des Homunkulus.

Ich baute ihm aus Schachteln und Decken eine notdürftige Behausung für den Balkon. Doch womit ernährte man so ein Wesen?

Mit Salat? Mit Babybrei? Nun, wenn ich an die Taube dachte, konnte der Kleine wohl durchaus ein rohes Steak vertragen. Er hatte sich bislang als nicht besonders wählerisch erwiesen: Es genügte wohl, ihm einfach etwas von meinem Essen abzuzweigen.

So geschah es dann auch. Innerhalb kürzester Zeit wuchs der Kleine heran. Er kroch nun nicht mehr auf allen Vieren herum, sondern lief aufrecht, hatte vollkommen menschliche Gesichtszüge erlangt und jegliche Spur tierischen Verhaltens bald abgelegt.

Als der Homunkulus die ersten Worte sprach, wusste ich, dass er inzwischen

ein Mensch geworden war. Dementsprechend beschloss ich, ihn nicht einmal mehr in Gedanken als Homunkulus zu bezeichnen, sondern ihn bei seinem Namen zu nennen: Alexander.

Es gab auch eine weitere Neuerung: Alexander schlief inzwischen nicht mehr am Balkon, sondern auf meiner Couch. Die Mahlzeiten nahmen wir gemeinsam am Tisch ein und bald schien es mir nicht mehr so, als

würde ein seltsames Wesen bei mir leben, sondern mehr, als hätte ich einfach nur einen Mitbewohner.

In dieser Zeit komponierte ich viel und spielte die Lieder in den Computer ein. Obwohl es teilweise Noisemusik war, verhielt sich Alexander dabei äußerst ruhig, ja, es schien so, als würde er das Ganze sehr interessiert mitverfolgen.

Trotzdem fehlte mir die Konzentration. Ich bemerkte immer öfter, dass mir Wörter einfach nicht mehr einfielen.

Insgesamt gesehen waren es aber keine schlechten Tage. Bald hatte ich mich so an meinen Mitbewohner gewöhnt, dass ich mir ein Leben ohne ihn kaum mehr vorstellen konnte.

Alexander sprach zunächst nur einfache Sätze, nach und nach konnte man aber ganz normal mit ihm reden, ja, sogar diskutieren.

Er interessierte sich für Musik und Literatur. Wir sprachen lange darüber.

Ich fragte ihn auch nach dem Theaterstück. Er erkannte es wieder, konnte sich aber nur bruchstückhaft an sein früheres Leben erinnern: Aber immerhin!

Vielleicht würde er eines Tages wieder alles wissen und konnte mir helfen, das Rätsel darum zu lösen.

Inzwischen ging aber mein normaler Alltag weiter. Meine Bewerbungen hatten nicht gefruchtet, aber wenigstens konnte ich mich mit regelmäßigen

Musikstunden in Klavier und Geige über Wasser halten.

Das war manchmal anstrengend, insbesondere, da nicht jeder ein angeborenes

Talent für die Musik hatte. Ganz anders Dora, die an jenem Tag bei mir war. Ihre Stunde war schon beinahe vorüber und sie hatte mir davon erzählt, dass sie ein Vorsingen am nächsten Tag hatte. Sie schielte auf ihre Armbanduhr.

»Lass mal«, sagte ich. »Das interessiert mich jetzt privat. Wenn du noch

Zeit hast, dann würde ich das gerne mal so hören.«

Sie kramte in ihrem Rucksack und förderte ein paar zerknitterte Blätter zu Tage.

»Na ja, ein Meisterwerk an Dichtkunst ist es wirklich nicht!«, kommentierte ich das Ganze.

»Es ist absolut lächerlich! Ich komme mir so blöd vor. Ich glaube nicht, dass ich beim Vorsingen nur einen richtigen Ton rausbringen werde.«

»Ach was! Am besten achte nicht auf den Text. Nur auf die Melodie. Ich spiele einfach die Geige dazu, dann geht das schon.«

Ich setzte an, aber Dora verpasste ihren Einsatz.

»Das nächste Mal singe ich mit, dann geht es schon«, meinte ich.

»Geht das denn?«

»Was?«

»Na gleichzeitig singen und spielen.«

»Na sicher doch! Ja, man kommt anfangs leicht durcheinander und es ist etwas blöd mit dem Kinn, aber es geht halbwegs.«

Natürlich war es nicht so einfach, wie ich tat. Nicht umsonst kannte ich keinen Geigenspieler außer mir, der gleichzeitig spielte und sang. Ich hatte es mir selbst beigebracht und lange geprobt.

Tatsächlich überwand Dora ihre anfängliche Scheu schnell. Sie taute richtiggehend auf und nach mehreren Versuchen schaffte sie es auch ohne meine Begleitung.

Dora hatte eine erstaunlich kräftige Stimme, wenn man ihr Alter und ihre Statur in Betracht zog. Sie hatte vergessen, dass sie nur ein paar wirklich dumme Zeilen sang und auch ich lauschte den Worten nicht mehr, so gefangen war ich von dieser schönen Stimme und dem Funkeln der Begeisterung in ihren Augen.

Dora sang, wie es normalerweise nur Musiker imstande sind, wenn sie vor einem riesigen Publikum stehen und der Funken von freudiger Erwartung und Begeisterung vom Auditorium auf den Künstler überspringt. Sie ging aus sich heraus, als würde sie ihr Lied vor der ganzen Welt vortragen – und doch war ich der einzige Zuhörer.

Plötzlich sah ich, wie Alexander zur Tür herein lugte. Bislang hatte er sich nie blicken lassen, wenn Schüler im Haus waren.

»Jetzt habe ich die Zeit ganz übersehen!«, sagte ich. »Ich habe ganz vergessen, dass ich noch ... einen wichtigen Anruf machen muss.« Ich schob Dora förmlich zur Tür hinaus. Nicht, dass ich sie nicht noch gerne bei mir gehabt hätte, aber ich wollte einfach nicht, dass sie

Alexander sah.

Als sie draußen war, meinte Alexander: »Du magst sie.«

»Ja.«, sagte ich. Mir war schon bei anderer Gelegenheit aufgefallen, dass Alexander sehr genau zu spüren schien, was in mir vorging. Es hatte

keinen Zweck, ihm etwas vorzumachen.

»Warum sagst du es ihr nicht? Vorhin wäre die Gelegenheit gewesen.«

Ich seufzte: »Das ist nicht so einfach. Ich meine, sieh sie dir an und sieh

mich an. Ich sehe nicht so gut aus und vor allem bin ich ein ziemlicher Versager! Ich wollte der große Starmusiker und Komponist werden, aber im Endeffekt ... ich habe schon lange nichts mehr komponiert, verplempere

meine Zeit stattdessen mit Gelegenheitsjobs, die nichts einbringen.

Manchmal esse ich wochenlang nur Nudeln, weil was anderes einfach nicht drin ist. Ich kann einer Frau wie Dora nichts bieten!«

»Aber so, wie ich das sehe, macht sie auch nichts anderes. Ihr sitzt also

beide im selben Boot.«

»Bei Dora ist das was anderes. Sie ist noch sehr jung. Sie übernimmt ein paar Aufträge, die vielleicht nicht das Wahre sind, um mal in der Branche Fuß zu fassen. Aber ihre Familie hat Geld und sie hat es deshalb

nicht nötig, sich allzu sehr den ganzen Leuten, die was zu sagen haben, anbiedern zu müssen Und in ein paar Jahren hat sie es bestimmt geschafft.«

Alexander ging an mir vorbei und setzte heißes Wasser für Tee auf.

Mir fiel jetzt auf, dass seine Bewegungen viel koordinierter geworden waren. Auch war das Unfertige aus seinen Gesichtszügen verschwunden. Inzwischen würde er nicht mal mehr auf der Straße auffallen.

»Du solltest dir eine andere Einstellung zulegen. Sicher, Dora ist ganz gut – aber sie ist deine Schülerin! Du kannst sie nach deinen Wünschen formen!«

Seine Augen blitzten vor Begeisterung.

»Ach, was weißt du schon!«, sagte ich. Offenbar rechnete Alexander nicht damit, dass sich die Frauen inzwischen emanzipiert hatten. Dora würde mich wohl für verrückt halten, wenn ausgerechnet ich ihr so etwas erzählte!

»Jede Menge. Weißt du, ich kannte jemanden, der Dora sehr ähnlich war. Nicht äußerlich, aber von Wesen her. Eine geniale Schauspielerin, aber ohne jemanden, der ihre Kunst in Bahnen lenkte, war sie nichts!«, erklärte er mir.

Er goss sich das Wasser in die Tasse und hängte dann den Teebeutel hinein. Mich erstaunte, wie schnell er es gelernt hatte, mit der Technik

zurechtzukommen. Allein schon seine körperliche und geistige Entwicklung

war überraschend – doch dass er, obwohl er sich offenbar an seine Vergangenheit erinnern konnte, keinen Kulturschock erlitten hatte,

verblüffte mich mindestens ebenso.

»Und, was wurde aus ihr?«, fragte ich neugierig.

»Sie hat mich getötet. Was dann geschah, weiß ich natürlich nicht.« Alexander sagte das nahezu beiläufig, während er mit dem Teebeutel herumspielte.

»Was?«, entfuhr es mir. »Warum? Ich dachte, dass du dich selbst umgebracht hast.«

»Nein, Selbstmord wäre für mich keine Option gewesen. Ich habe für die Kunst gelebt, für die perfekte Theaterinszenierung! Die Menschen sollten sich für immer an mich erinnern, doch dieses Ziel konnte ich in meinem kurzen Leben wohl nicht erreichen. Aber vielleicht hat es so den Anschein erweckt. Sie, also Diana hieß sie, war ... Nun, sie war ...

anders. Ich konnte am Ende nicht wirklich verstehen, was in ihr vorging.

Das war dann wohl auch mein Fehler. Vielleicht sollte ich sie für ihre Tat hassen, aber ich kann es nicht!«

Ein paar Tage später klingelte es an der Tür. Dieses Mal öffnete Alexander, ohne vorher zu fragen. Draußen stand Dora. Sie schien den Unterschied nicht zu bemerken und nannte Alexander Kamil.

Natürlich war mir aufgefallen, dass er ebenfalls schwarzhaarig war, aber dass er tatsächlich wie mein Zwilling aussah, wurde mir erst jetzt so richtig bewusst. Da ich mir Erklärungen sparen wollte, versteckte ich

mich schnell hinter der Couch.

Es machte mich wütend, dass Alexander sich für mich ausgab! Am liebsten wäre ich hervorgesprungen und hätte den Irrtum schnell aufgeklärt.

Aber dann sah ich meine Hand. Sie zitterte unkontrolliert. Alexander holte die Geige hervor. Er spielte ein schnelles, fröhliches Lied und sang.

Dora strahlte ihn dabei an.

Es war das erste Mal in meinem Leben, dass ich jemanden gleichzeitig Geige spielen und singen sah. Und plötzlich verstand ich: Alexander lernte nicht dazu. Er stahl mir meine Fähigkeiten!

Je mehr er wusste und konnte, desto unfähiger wurde ich selbst. Erst jetzt wurde mir bewusst, wie oft ich in letzter Zeit unter Konzentrationsschwierigkeiten gelitten hatte. Wie schlecht ich neuerdings musizierte. Ich musste die unheilvolle Entwicklung unbedingt aufhalten, sonst würde ich mehr und mehr verfallen und schließlich so enden, wie Alexanders zweites Leben begonnen hatte. Er hatte zu spielen aufgehört und unterhielt sich mit Dora. Ich konnte nicht verstehen, was sie sagten, aber Dora strich sich verlegen eine Haarsträhne aus dem Gesicht und lachte dann. Die beiden saßen inzwischen ziemlich dicht zusammen und ich wusste nicht, was mich wütender machte: Dass mir Alexander mein Leben stahl oder wie ungeniert er mit Dora flirtete. Ich musste unbedingt etwas unternehmen! Sie verabschiedete sich und als die beiden an der Tür waren, entsann ich mich der Formel. Ich hatte sie so oft gelesen und vor mich hingemurmelt, dass es mir nicht schwer fiel. Ich schnappte mir einen herumliegenden Block Post-Its und schrieb sie auf. Zuerst dachte ich daran, die Worte einfach rückwärts zu lesen. Nein, das würde das Ganze nur zu einer sinnlosen Buchstabenfolge machen. Auch eine reine Änderung der Satzstellung würde wohl nichts bewirken. Vielleicht konnte ich den Sinn verändern? Ja, so musste es funktionieren!

Ich überlegte fieberhaft, schaltete schließlich den Computer ein und suchte mir ein Online-Wörterbuch für Latein. Meine Hand zitterte und es fiel mir schwer, zu tippen. Alexander und Dora standen immer noch in der Tür und unterhielten sich. Natürlich konnte ich versuchen, in Ruhe einen Umkehrzauber zu erstellen, aber wer wusste schon, ob ich morgen dazu noch in der Lage sein würde?

Als Alexander zurückkam, ließ ich die Formel verschwinden und schaltete auf eine neutrale Internetseite um. Inzwischen hatte ich das richtige Wort gefunden. Aber wie sollte ich es anstellen? Das Ganze nur aufzusagen, das würde wohl wenig Sinn machen. Also fasste ich einen Plan: Ich wartete, bis Alexander schlief. Dann erhob ich meine Stimme, um die im Sinn veränderte Formel aufzusagen. Plötzlich sprang Alexander auf. Er traf mich mit einem gezielten Faustschlag genau am Kinn. Benommen torkelte ich nach hinten. Er ließ mir keine Zeit, mich zu erholen, sondern setzte mir sofort nach und verpasste mir weitere Schläge. Als ich wieder zu mir kam, war ich gefesselt. Alexander ging vor mir in die Knie: »Was genau wolltest du machen?«, fragte er. »Weißt du, ich habe genau gespürt, dass du etwas vorhast. Darum habe ich auch nur so getan, als ob ich schlief. Und als ich dann die Formel des Lebens sah, wurde mir bewusst, dass du heute sehr ausgiebig die Maschine, die alles weiß, befragt hast.« Ich dachte nach. Die Maschine, die alles weiß. Damit konnte er nur den Computer mit Internetanschluss meinen.

Mich überraschte immer wieder, wie leicht Alexander Errungenschaften der neuen Zeit in sein Weltbild einzufügen vermochte.

»Die Frage ist nicht, was ich tun wollte, sondern was du vorhast. Und vor allem: Warum? Wir sind doch gut miteinander ausgekommen, ich verstehe nicht, warum du mir mein Leben stiehlst!«

Alexander überlegte. »Du hast es also auch bemerkt ... diese Verbindung zwischen uns beiden. Und wie etwas von dir zu mir fließt und ich dadurch stärker werde. Ich weiß, es wird dich wenig trösten, aber ich nehme das nicht mit Absicht. Es geschieht einfach! Es ist, als würden wir uns eine Seele teilen. Vielleicht habe ich meine verloren, als ich starb

und du hast mich durch dein Blut an dich gebunden.«

Ich versuchte indessen verzweifelt loszukommen. Alexander hatte zum Fesseln die Wäscheleine aus dem Bad genommen, eine robuste, gelbe Kunststoffschnur, an der ich mir bei meinen Bemühungen die Knöchel wund rieb.

Aber ich wusste ganz genau, wenn ich jetzt nicht loskam, dann war es um mich geschehen. Nackte Panik erfasste mich bei dem Gedanken, in den Fängen einer seelenlosen Kreatur zu sein. Alexanders menschliches Verhalten hatte mich beinahe vergessen lassen, wie er in mein Leben getreten war.

»Und was hast du jetzt vor?«, fragte ich.

»Gar nichts. Ich lasse dich einfach mal so. Wir werden sehen, wie sich das Ganze entwickelt. Und bis dahin ist noch ein schöner Platz auf dem Balkon für dich frei ... «